

Sommerfrische

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 30

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
.. Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern ..

12. August

Gedichte von Elise Heuberger.

Sonnenschein.

O Sonnenschein nach grauen Tagen,
Willst du nicht stillen meine Klagen?
Ich bin so lange krank gewesen
Und möchte nun durch dich genesen.

O Sonnenschein nach grauen Tagen,
So stille doch die bittren Klagen!
Komm, labe mich und nimm dem Herzen
Die Kümmernis und alten Schmerzen.

Wolken.

Siehst du, wie die Wolken ziehen,
Immer wechseln und vergeh'n?
Bald zum Abgrund stürzend fliehen
Und von neuem dann ersteh'n?

Gleich der Wolke ist das Leben,
Keine Freuden nicht besteh'n,
Erdenglück und unser Streben,
Auch sie wechseln und vergeh'n.

Sehnsucht.

Der Sommertag will goldenbläß verblühen
So sonnenmüd', in feierstiller Ruh'.
Und meiner Sehnsucht fromme Wünsche ziehen
Dem weltengroßen Erdenglücke zu.

Das Abendrot lacht auf der Berge Schwelle
So goldig schimmernd und so ruhig lind —
Und leise rauscht mir jede Ährenwelle,
Wie jelig Glück und Liebesträume sind.

Ganz menschenstill ringsum — es folgt dem Licht
Des letzten Sonnenstrahls mein müdes Denken
In fernes Land, wo Glück und Liebe spricht . . .
Ins Traummeer laß' ich meine Sehnsucht senken.

Sommerfrische.

Ein Idyll von J. C. Heer.

Im Nachklang einer Arbeit, die mich lange und tief beschäftigt hatte, verbrachte ich meine Ferien in der stillen Waldlandschaft des bekannten Kurortes Blinzen und durchstreifte zum erstenmal den Forst, der sich, ursprünglich und kulturlos, stundenweit dahindehnt. Ueber gebrochenen alten Häuptern gaukelten die Sonnenfunken, in Lichtungen hob fröhliche Tannenjugend die wachstumsfreudigen Kerzen. Im Bewußtsein erledigter Pflicht war mir selber leicht und wohl; der Gedanke, das Leben meine es doch gut mit mir, erfüllte mich mit feiner Glückstimmung. Halbträumend durchging ich im Waldfrieden die Spanne des letzten Jahres. Früher als manchem andern

hatte es mir der Doktor, rasch darauf die *venia legendi* für Literaturgeschichte an der Universität meiner Heimatstadt und das Amt des Literaturkritikers an einer angesehenen Zeitung gebracht. Rezensent! Viele werden sagen: ein dornenvoller, ein undankbarer Posten; ich liebte ihn aber, weil ich aus der kritischen Arbeit die eigene geistige Förderung spürte. Und in meine Lebensüberlegungen blickte das schicksalsgeprüfte Gesicht meiner alternden Mutter mit verklärtem Lächeln.

Plötzlich wäre ich fast über eine jener Wurzeln gestrauchelt, die sich knorrig über den Waldpfad winden. Im Aufschauen welche Ueberraschung! Ohne daß ich ihn gesucht hätte, lag

vor mir in einer Vertiefung des Forstes der Subrasee, das Waldmärchen von Blinzen. Von den Strahlen der Abendsonne golden und rötlich überhaucht, träumte die Flut; jähe Felsen und ernste Tannen spiegelten sich in ihrem Grunde, und wo ein Fischlein sprang, regten sich zitternde Kreise.

In der stimmungsvollen Seeinsamkeit lag auf einer grauen Stein klippe, gegen die Sonne aufgespannt, ein roter Schirm, und dahinter guckten zwei reizende Damenfüßchen hervor, sonst nichts. Ueber dem Bilde rechte ein alter Ahorn seine Aeste; behutsam näherte ich mich seinem malerisch verkümmerten Stamm.

Hinter dem Schirm lehnte, auf einem Schawl halb aufgerichtet, eine weibliche Gestalt, ein Mädchen anfangs der Zwanziger, weltvergessen in ein Buch vertieft. Wer mag die junge Fremde sein? Was liest sie? — Die Schuld liegt wohl an meinem Beruf, daß es stets meine Neugier stachelt, wenn ich jemand lesen sehe.

War nun aber mein Tritt nicht leise genug gewesen, oder hatte ein unter meinem Fuß zerbrechender dürerer Zweig gerauscht — noch hatte ich kaum einen flüchtigen, bewundernden Blick auf die jugendliche Gestalt geworfen, da wandte sie den anmutigen, von dunkeln Blond umrahmten Kopf. Blaue Augen blitzten mich an, blühende Lippen schürzten sich, als wollten sie zürnen: „Wer stört mich?“ Auf einen höflichen Gruß kam indessen ein gnädiger Gegengruß zurück, die Leserin ließ das Buch sinken und zog die kleine Uhr.

„Gott, wie habe ich mich verspätet!“ Mit elastischer Bewegung war sie auf den Füßen. Sie lächelte: Nun muß ich Ihnen doch danken, daß Sie mich aus meiner Lektüre aufgeschreckt haben.“ Ich wollte ihr behilflich sein, den Schawl, den sie vom Stein emporgerafft hatte, um die reizend gerundeten Schultern zu schlingen; sie wehrte mir aber mit dem gleichen lieblich-mutwilligen Lächeln, das ich bereits an ihr bemerkt hatte, und ernster setzte sie hinzu: „Eilen wir! Sonst sind wir zur Tafel im Kurhaus zu spät!“

„Sie gestatten also, Fräulein, daß ich Sie nach unserm gemeinsamen Ziel begleite?“

Der stolze Kopf nickte kaum merkbar. „Ich kenne mich übrigens im Blinzer Wald wohl aus,“ versetzte das Mädchen nach einem Weilschen; „ich verbringe mit meinem Vater jedes Jahr einige Tage in dieser Gegend.“

„Sie sind erst seit heute hier?“ fragte ich.

„Ja, und jedesmal ist der Subrasee mein erster Ausflug. Finden Sie das lichtblaue Waldgewässer nicht auch von herzwinnender Schönheit?“

Wir waren also rasch in ein ungezwungenes Gespräch geraten. Auf dem einsamen Pfad durch den Wald, im Strahl der untergehenden Sonne, der quer durch die Stämme brach und sie rot erglühen ließ, in den blauen, fast körperlichen Schatten der Waldwipfel konnte ich während unseres Geplauders meine reizvolle Gefährtin mit Muße betrachten. Eine noch jugendliche schüchterne Anmut lag über den Bewegungen der vollen, hohen Gestalt; in der Haltung des Kopfes und Körpers fesselte mich die Geschmeidigkeit der Linien; dazu war der Gang des Mädchens leicht, ruhig, sittig. Ich gebe so viel auf den Gang der Damen, darauf, daß er nicht zu zimperlich und nicht zu stramm, sondern fein und ästhetisch sei.

Nachdem wir uns eine Weile über den eigenartigen Flut- und Uferzauber des Subrasees unterhalten hatten, wandte ich

das Gespräch: „Bitte, Fräulein, was lasen Sie den auf der Klippe so Anziehendes? Sie waren ja, wie ich als Störefried zu Ihnen trat, für die Welt ganz verloren.“

Sie wies mir ihr sehr hübsches Halbprofil; trotz der sinkenden Dämmerung konnte ich das blaue Geäder an ihrer Schläfe deutlich unterscheiden. „Die Gedichte von Peter Cornelius“, sagte sie schlicht. „Sie sind seit einiger Zeit meine Lieblinge.“

„Ich kenne diesen Poeten nicht,“ erwiderte ich etwas überrascht, und verwundert blickten die großen blauen Augen unter den dunkeln Wimpern hervor nach mir. „Ja, kümmern Sie sich denn auch um Dichter?“ fragte meine Begleiterin mit aufwallender Wärme. „Das ist bei Männern so selten.“

Sollte ich mich meiner Weggefährtin als Privatdozent der Literatur vorstellen? Mir war, ich würde den Duft von einer Idylle stäuben! „Was vermag Sie denn für den wenig bekannten Dichter zu gewinnen, Fräulein?“ fragte ich.

„Die Musik, die durch seine Lieder geht, und sein Schicksal! Er hat nie Anerkennung gefunden, ist früh darüber gestorben.“

Ein echt mädchenhafter, inniger Herzenston bebte durch die Worte dahin. Ich bat, einen Blick in das Buch werfen zu dürfen; sie reichte es mir, setzte aber gleich lächelnd hinzu: „Es ist im Walde schon zu dunkel; Sie verderben sich die Augen. Doch hören Sie.“ — Lebensvolle Glut schoß ihr auf Wangen und Lippen, in ihren Zügen lag der Ausdruck stillen Vertrauens, aus dem Gedächtnis begann sie ein Gedicht herzusagen:

„Aus der Erinnerung der Vergangenheit
Und aus Hoffnung schöner künft'ger Zeit
Webt ein Menschenherz, das hofft und harret,
Schmerzlich froh sich seine Gegenwart.“

„Das ist eine Strophe von Peter Cornelius,“ setzte sie hinzu.

Ich sah aber in diesem Augenblick nur das sanfte, von leiser Begeisterung überleuchtete Gesicht meiner Gefährtin, die die Verse mit natürlicher Wärme und quellendem Wohlklang gesprochen hatte.

Ist sie eine Künstlerin? — Nein, an ihrer Art war nichts schulmäßig Angelerntes; ihre Erscheinung, ihr ganzes Wesen deutete auch mehr auf ruhiges Bürgerhaus als künstlerische Betätigung. Eine Weile schritten wir schweigend durch den dämmervollen Forst. „Sehen Sie, der erste Stern schimmert schon über den Wipfeln,“ unterbrach sie die Stille; ich aber, von der Strophe angeregt, von ihrem schönen Sprechtalent entzückt, bat sie noch um andere Gedichte, und ohne sich zu zieren, erfüllte sie meinen Wunsch. Wundervoll stieg der noch fast volle Mond über den blauen Wipfeln. In der tiefen, dämmerigen Heimlichkeit der Tannen lauschte ich in luftvoller Hingabe den Strophen aus liebem Munde, bis das Mädchen der lichten, reinen Sommerabendsfreude ein Ziel setzen wollte: „Jetzt kennen Sie alle Gedichte von Cornelius, die mir im Gedächtnis geblieben sind — das heißt, einen Bierzeiler weiß ich noch — den behalte ich aber für mich!“ Sie warf es froh-schelmisch, schier mutwillig hin; in der angenehmen Anregung aber, die aus der weichen, biegsamen Mädchenstimme über mich gekommen war, bat ich sie auch um diese Strophe.

„Ja,“ erwiderte das Mädchen zögernd und nachdrucksvoll, „ich sage sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie gar keinen

Zusammenhang zwischen den Versen und mir suchen. Ich habe sie mir nur wegen ihrer kraftvollen Kürze gemerkt:

„Es küssen Himmel und Erde
In einem Worte sich;
Das heißt im Himmel: Es werde!
Auf Erden: Ich liebe dich!“

Der Wald lag schon hinter uns, die Bogenlichter des Kurhauses leuchteten uns entgegen, als meine Begleiterin die Strophe sprach, deren Inhalt sie leicht und mädchenhaft erröten ließ. Die Verse klangen mir wie eine Melodie im Kopf; einer raschen Eingebung folgend, sagte ich mit voller Ueberzeugung: „Fräulein, Sie haben einen so feinen Spürsinn für die lyrischen Schönheiten der Gedichte, daß ich mich gar nicht wundern würde, wenn Sie im stillen Kämmerlein selber schon Dichterin geworden wären.“

Die Kinderaugen der vollbeleuchteten Gestalt schauten mich erschrocken an; sich zur Fassung zwingend, lachte sie etwas bitter: „Wenn ich Sie mit dem Hersagen der Gedichte auf diesen Gedanken geführt habe, dann tut es mir aufrichtig leid.“ Sie stockte verlegen, dann versetzte sie, wie um sich zu entschuldigen: „Es ist doch wohl selbstverständlich, daß man in dem kleinen Städtchen, in dem ich mit meinem Vater ohne viel äußere Anregung lebe, Freundschaft mit der Literatur und den Dichtern halte. Das ist in einer nüchternen Umgebung wie der meinen doch nur ein Stück seelischer Selbstrettung.“

Ein stolzer, spröder Zug, eine Kälte, die mit ihrem bis herigen frischen, warmblütigen Wesen im Gegensatz stand, war über das Mädchen gekommen; ehe ich mir aber ganz Rechenschaft darüber geben konnte, ließ sich eine kräftige Männerstimme hören: „Ah, da bist du ja, Trudy!“

„Vater!“ Das klang wieder lieb vom Mund meiner Gefährtin. Ein schon ergrauter, doch aufgeräumter Herr trat auf uns zu, und nachdem er die Tochter wegen ihres langen Ausbleibens mit humorvoller Gemütlichkeit ausgescholten hatte, stellte man sich gegenseitig vor. „Robert Rynast, Fabrikant — meine Tochter Gertrud kennen Sie vom Subrafee her.“ Ich erwiderte kurz: „Dr. Albrecht Göldli.“ Beim gemeinsamen, etwas verspäteten Nachtbrot entspann sich eine lebhaftere Unterredung; „Fräulein Rynast hatte ihr glückliches Temperament wieder gefunden, der Vater entfaltete sich als einen lebenserfahrenen Mann mit einem freien, ruhigen Blick für alle Erscheinungen des Daseins, wie man ihn oft an Leuten des praktischen Lebens findet. Nicht lange, so fragte er mich freimütig, doch ohne besondere Neugier, nach Beruf und Verhältnissen.

„Ich bin Privatdozent der Literatur an der Universität.“

Eine Blutwelle ergoß sich jäh über das Gesicht Gertruds. „Was für ein häßlicher Mensch Sie sind, Herr Doktor!“ sprudelte sie verwirrt; „das hätten Sie mir sagen sollen. Seien Sie versichert, ich hätte Ihnen dann keine Gedichte vorgesprochen. Gott, wie ich mich schäme!“



Riesen-Kulm: Hotel mit Terrasse.

„So, Kind, du bist mit deinem Schwarm wieder einmal hereingefallen,“ scherzte der Fabrikant mit väterlichem Wohlgefallen; dann aber spann er, gegen mich gewendet, das Gespräch wieder fort: „So kennen Sie gewiß meinen Schwager, den alten Buchhändler Imhof in Ihrer Stadt. Er verlegt zwar mehr Technica als Dinge der schönen Literatur, gelegentlich wohl auch von diesen. Im übrigen ein Mann gut und echt wie Gold.“

Ich bestätigte meine Bekanntschaft mit dem Buchhändler; derselbe grollte mir seit Weihnachten und grüßte mich nicht mehr, weil ich das kokett ausgestattete Bändchen irgend einer unbekannteren Dichterin, das in seinem Verlag erschienen war, in der Besprechung stark zerpflückt hatte. Wie hieß denn nur der unglückliche Blaustrumpf?

Ich besann und besann mich auf seinen Namen; Herr Rynast aber plauderte: „Mein Kind Gertrud und der alte Imhof haben für einander einen besondern Stein im Brett.“

„Nicht weiter, als daß ich dem Onkel herzlich dankbar für die schönen Bücher bin, die er mir mit großer Freigebigkeit schenkt,“ warf Fräulein Rynast leicht hin, konnte aber eine kleine Unruhe nicht verbergen.

Unterdessen war mir der Name der Dichterin wieder eingefallen: „Elisbeth von der Ma!“ Gottlob, daß sie nicht Gertrud Rynast hieß. Mit der Wonne der Beruhigung blickte ich zu meiner Nachbarin hinüber; im Schutze der väterlichen Nähe blitzten die Augen kindlich mutwillig her, der frische rote Mund plauderte lieb, hinreißend lieb: „Vater, ist das nicht köstlich? Der Herr Doktor kennt die Umgebung von Blinzen noch nicht. Da können wir uns mit unserer wohlbegründeten Ortskenntnis gegen ihn als Führerleute austun. Einmal heißt es früh aufstehen, Herr Doktor! Da steigen wir auf die Signalspitze — einmal müssen wir hinaus an die Wildschlucht, in der der Talstrom schaurig durch verlorne Schlünde stäubt. — Und der Entgelt für unsere Führerschaft, Herr Privatdozent? — Ein bißchen, bißchen von Ihren reichen literarischen Kenntnissen. Ich bin ein so hungriges Menschenkind.“ —

(Fortsetzung folgt.)